

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburg

Mie, Hedwig

Wismar, 1907

Eine Phantasie im Schloßgarten zu Rastede.

urn:nbn:de:gbv:45:1-7862



Eine Phantasie im Schloßgarten zu Rastede.

Sindendüfte ziehen durch die weiche Luft, getragen vom milden Süd.

Aber Schwüle lagert auf den breiten Wegen und die Sonnenstrahlen glitzern heiß auf der klaren Fläche des Ellern und glühen in der Kugel der Kirchturmspitze.

Braune Waldfliegen summen im Chor und vereinen ihren Bass mit dem zarten Diskant der Mücken.

Grillen zirpen hier und da im hohen Grase — — Stille sonst — tiefe Stille über dem weißen, freundlichen Schloß, von dem die blaurote Flagge winkt.

In bunten, satten Farben leuchten die Rhododendrongebüsche und der Blumenflor auf dem grünen Rasen vor der Terrasse grüßt das Auge mit der üppigen Pracht der Tropen.

Unter den weiten Grasflächen, überschattet von uralten Bäumen, schlafen die Mönche — — du erstorbener, und nun nach hunderten von Jahren neu ergrünender Stamm, den eine wilde Rose umschlingt — du hast sie noch gekannt, die alten, gelehrten Mönche des Klosters zu Rastede. — —

Leise, leise rauscht es in den Wipfeln der ernstesten Eichen — die Mittagsfee schwebt vorüber und streift mit einem Hauch die Stirn des einsamen Wanderers, der langsam durch die Gitterpforte eingetreten ist.

Auf der Ruhebank läßt er sich nieder, seine Augen schweifen über die seltsame Pracht rings umher und sein Herz trinkt den tiefen Frieden der geliebten Stätte.

Da überkommt ihn ein Träumen, ein Flimmern tritt vor sein Gesicht — Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen in eins und an der Stelle des hellen Schlosses liegt plötzlich ein Kloster vor ihm mit weiten Gängen und Hallen und düstern, vergitterten Fenstern.

Versunken das lichte Bild — verschwunden der Blumenflor — Grabstätten, tieferste, umgeben ihn — darüber rauschen die Eichen, alte und junge.

Ruhn in Frieden alle Seelen — alle — doch — was regt sich dort? — —

Aus dem Wandelgang des Klosters tritt ein junger Mönch, eine schlanke, kräftige Erscheinung. Unter der dunklen Kapuze schaut ein bleiches Gesicht hervor, aus dem ein Paar stahlgraue, fluge Augen leuchten. Doch jetzt irren sie verstört und scheu in die Weite. — —

Was sucht er bei den Toten? —

Sucht er Ruhe?

Denn unruhvoll ist sein Gang, unruhig seine Geberde.

Und nun wirft er sich ungestüm nieder an einem Hügel, der noch frisch ist. Seine Hände bohren sich in den weichen Rasen und der Mund stammelt in tiefster Pein:

„Hilf mir, hilf mir, Bruder Sebaldus!“

Doch still bleibt es — still und stumm, nur der Wind rauscht leise in den Kronen der Eichen.

Da springt der bleiche Mönch empor und stürzt mehr, als er geht, hinauf zur Höhe des Buchenwaldes und weiter, immer weiter bis an die große Heerstraße.

Er sieht nicht die Kinder, die ihm am Wege entgegen-springen, um seine Hand zu küssen — die Kinder, die er liebt; er bemerkt nicht die Grüße der Erwachsenen, die ihm verwundert nachblicken.

Vorwärts, immer vorwärts strebt sein Schritt, als wollte er einem Schrecklichen entfliehen, das ihm auf den Fersen sitzt. Weiter, weiter eilt er die breite Heerstraße entlang bis zu dem Punkt, wo ein schmaler Weg sich von ihr abzweigt.

Eine Linde steht dort — — und nun stockt sein Fuß. Atemlos und erschöpft lehnt er sich an den Stamm des alten Baumes und starrt in die Ferne. — —

Ja — hier war's — an dieser Stelle — noch heute steht es greifbar deutlich vor ihm, was vor einem Jahre geschehen ist.

Wie heute stand er am Baum und schaute träumend über die weite Haide.

Die Blüten der Linde dufteten süß und stark, die Bienen summten in den Zweigen, die ein leiser West schaukelte. Und sein Herz war froh und hatte seine Freude an dem Blühen des frühen Sommers.

Da sprengte plötzlich aus dem schmalen Wege ein Trupp Reiter hervor und an ihrer Spitze ritt ein Weib auf weißem Zelter — ein junges, holdes Weib von wunderbarer Schönheit.

Als er, erschreckt über die Unterbrechung der Stille, unwillkürlich hinter dem Baum hervortrat, scheute vor seiner flatternden Kutte das Roß und hob sich mit gewaltigem Satz in die Höhe.

Die Reiterin wankte im Sattel und verlor das Gleichgewicht — doch da war schon der junge Mönch herzugespungen und fing die Gleitende in seinen starken Armen auf. Einen Augenblick ruhte die weiche Gestalt an seiner Brust, streifte eine blühende Wange die seine — — und ein Schauer durchbebt seine Glieder in Weh und Wonne.

Doch dann war ein schwarzbärtiger Ritter aus dem Sattel gesprungen und hatte die Fürsorge für die Gestürzte übernommen.

Sie erholte sich schnell von dem Schrecken, ehe jedoch ihr Begleiter sie wieder auf das inzwischen durch einen Knappen beruhigte Pferd hob, reichte sie dem Mönch die Hand und ihre klangvolle Stimme sprach:

„Ich danke euch, frommer Bruder!“

Dabei tauchten ihre blauen Augen tief in die seinen und ein Lächeln voll Freundlichkeit und Güte glitt um den roten Mund.

Der Ritter aber erkundigte sich nach dem nächsten Wege ins Marschland und der Reitertrupp setzte sich wieder in Bewegung.

Die Blicke des Mönches folgten ihm — und da — an der Biegung der Straße wandte sich das schöne Weib und winkte, immer noch lächelnd, dem Einsamen einen Abschiedsgruß zu. Gleich darauf war alles seinen Augen entschwunden — Stille — tiefe Stille herrschte wieder. Nur die Linden dufteten süßer als zuvor. — —

Ungestüm pochte sein Herz, als er träumend heimkehrte ins Kloster, wo das Vesperglöcklein läutete. Und nimmer vergessen konnte er jene Stunde.

Wo er ging und stand, trat ihm das Bild des berückenden Weibes entgegen — dahin sein Friede, seine Ruhe; verloren seine Sicherheit.

Nur einem konnte er sein Leid klagen und beichten, dem alten Bruder Sebalduß, der ihn erzogen hatte, als er, ein kleiner Knabe noch, ins Kloster gekommen war.

„Faste, bete, faste dich“ — sagte der alte Mönch, der am Ende seiner Tage stand.

Und der Junge lag stundenlang auf den Knien, verschmähte Speise und Trank und peitschte seinen Rücken wund.

Doch vergebens alles — alles.

Wenn er nachts auf seinem harten Lager nach Schlaf rang, erschien ihm die blonde Frau, er fühlte den warmen Körper in seinen Armen und ihre weiche Wange an der seinen.

Und die Klostermauern wurden ihm zu eng. Warum mußte er drinnen bleiben? Warum konnte er nicht auch auf stolzem Roß fortziehen in die schöne, lachende, blühende Welt da draußen? Warum — warum? — — —

Der Mönch stöhnt laut auf und seine Arme umklammern verzweifelt den Stamm der Linde. —

Das Leben ist über ihm und es ist stärker als er. —

Plötzlich berührt eine Hand seine Schulter, und als er sich erschreckt umwendet, steht der Abt vor ihm, der ihm heimlich gefolgt ist.

„Komm', mein Sohn“, sagt er milde — „komm zurück — ich habe mit dir zu reden.“ —

Und der Mönch geht mit ihm in die stille Zelle. —

Dort hat der alte Abt sanfte, gute Worte zu seinem Liebling gesprochen und hat ihm erzählt von der Welt und ihrer Lust, von ihrem Schmerz und ihrem Frieden — und hat ihm geholfen, ihm, dem Jungen, Ruhe finden. — —

Die Zeit aber ist weitergegangen und hat ihre Schleier gezogen über Sehnen und Leid. —

Und wieder duften die Lindenblüten.

In einer Zelle des alten Klosters sitzt emsig arbeitend ein Mönch — ein Jüngling noch. Die stahlscharfen, grauen Augen richten sich auf das Pergament, das er mit Schriftzeichen bedeckt hat. Aber jetzt führt er nicht den Stift sondern den Pinsel.

Adam und Eva im Paradiese unter dem Apfelbaum erstehen unter seiner Hand.

Doch — was ist das? — Warum starrt er plötzlich in Angst und Schrecken auf das Gebilde — — was sieht ihm da entgegen? — —

Sein eigen Antlitz ist es und das eines schönen, blondgelockten Weibes. — —

„Apage, satanas“ schreit er auf und springt in die Höhe und kann doch sein Auge nicht abwenden. —

Und der Lindenduft dringt durch das geöffnete Fenster und trägt seine Seele zurück zu vergangenen Tagen — —

Leise öffnet sich die Tür — auf der Schwelle steht der alte Abt und tritt ein.

Er schaut das Werk des Jungen — er blickt tief in sein Herz und sagt ihm doch:

„Schaffe weiter — denn du bist ein Künstler!“ — —

Da greift der Mönch wieder zu Stift und Pinsel und arbeitet weiter.

Er versinkt im Schaffen und unter seinen Händen entsteht Blatt auf Blatt und Bild um Bild in tiefen, leuchtenden Farben.

Und dabei kämpft er ihn weiter, seinen stillen Lebenskampf. — —

So vergeht die Zeit. —

Jahr um Jahr duften die Linden; Duft und Erinnerung ziehen ins Fenster und klopfen an das Herz des

einsamen Mannes — und die Frauengestalten alle, mit denen er sein Werk schmückt, sie tragen die Züge eines blonden Weibes aus fernen Jugendtagen.

Und sein Haar erbleicht.

Tot ist schon lange der alte, treue Freund und Berater — ein anderer Abt an seiner Stelle, und mehr und mehr sinken dahin von denen, die einst mit ihm jung waren und schlafen den tiefen, langen Schlaf. — —

Dann ist auch ein Tag erschienen, da hat der stille Mönch den allerletzten Federstrich getan, aber als er nach Pinsel und Farben greift, um auch da das Letzte zu vollenden, ist es ihm plötzlich dunkel vor den Augen geworden.

Müde hat er sein Haupt an die Wand gelehnt.

Doch dann sind die Brüder alle gekommen, der junge Abt voran.

Im Triumph sind sie nach der Bibliothek gezogen und zwei von ihnen haben mit starken Arm den müden Greis geleitet, daß er schauen konnte, wie sein Werk der reichhaltigen Sammlung eingereiht wurde — das Werk, das ihnen Ruhm bringen wird bis in fernste Zeiten — die Lebensarbeit des Bruders Hinrich Gloyesten — eine erste und einzige, rein niederdeutsche Handschrift des Sachsenspiegels. —

Da haben die stahlgrauen Augen des alten Mannes noch einmal hell geleuchtet wie zur Zeit seiner besten Jugendkraft und ist ihm gewesen, als sei nun der schönste Augenblick seines Lebens da.

Aber auf einmal hat er einen tiefen Seufzer getan und ist schwer zurückgesunken in die Arme der ihn stützenden Brüder.

Die haben ihn sanft zu Boden gleiten lassen — — und er ist nimmer wieder aufgestanden. —

Zur Lindenblütenzeit gruben sie ein neues Grab im
Klostergarten und senkten den hinein, der das Leben über-
wunden hatte.

Über seinem Hügel rauschten die Eichen und sangen
die Vögel und der West trug Blütenduft herzu. — — —

Da — — ein heller Ruf unterbricht die Stille — —
von den Augen des träumenden Wanderers sinkt ein Schleier,
und mit einem Schlage verschwunden ist das alte Bild aus
ferner Zeit.

Befreit atmet er auf.

Da schimmert drüben das liebe, helle Schloß, da
leuchten die bunten Blumen — da glänzt der Ellern — —
und an der Pforte steht ein Knabe und schaut mit großen
Augen fragend auf den Träumer.

Augen sind es, die sehen können, was um sie her ist
und wird.

Das Haupt des schlanken Knaben soll einst eine Krone
tragen — — —

Heil dir, o Oldenburg! — —

Und die Linden duften stark und süß in der Mittags-
schwüle. —





Blau und rot.

Wie Rosen und Vergißnichtmein
Blühen, Oldenburg, die Farben dein,
Deine Farben blühen blau und rot —
Rot die Liebe, blau die Treu' —
Treue bis an den Tod.

Wann immer ich aus fernem Land
Den Weg zu deinen Toren fand —
Deine Farben blühten blau und rot —
Rot die Liebe, blau die Treu' —
Treue bis an den Tod.

Und soll's einmal am Letzten sein —
Mein Herz, es hält die Farben dein,
Deine Farben blühen blau und rot —
Rot die Liebe, blau die Treu' —
Treue bis in den Tod.

